

# Roman und Historie. Zur Wertung von Fiktionalität in der Romantheorie der Aufklärung

Christopher Meid

## I. Geschichte und Erzählen

Für die Romantheorie des 17. und 18. Jahrhunderts ist der Bezug zur Geschichte konstitutiv. Er dient *erstens* der Aufwertung einer Gattung, die ihren Platz erst finden muss: Indem der Roman in der Nähe der Geschichtsschreibung verortet wird, nobilitiert man das Genre und rückt es nicht zuletzt in die Nähe des in der Gattungshierarchie an erster Stelle stehenden Epos. In Anschluss an Aristoteles' wirkmächtige Hochschätzung der Dichtung, die „etwas Philosophischeres und Ernsthafteres als Geschichtsschreibung“ sei,<sup>1</sup> postulieren etliche Theoretiker die Überlegenheit einer erfundenen über eine faktuale Erzählung.<sup>2</sup> *Zweitens* soll der Rückgriff auf historisch verbürgte Stoffe (dazu zählen in der Frühen Neuzeit auch biblische, vor allem alttestamentarische Erzählungen<sup>3</sup>) dem angestrebten didaktischen Nutzen dienen – eben weil der Verweis auf allgemein bekannte Ereignisse und Figuren das Dargestellte authentisiert und damit auch die Lehre stützt:<sup>4</sup> Wirklichkeitsreferenz im hohen Roman dient dem *prodesse*.<sup>5</sup>

---

<sup>1</sup> Aristoteles (2001) *Poetik*. Griechisch/Deutsch. Übersetzt und hg. von Manfred Fuhrmann. Stuttgart: Reclam. S. 29.

<sup>2</sup> So etwa Siegmund von Birken in der Vorrede zu Anton Ulrichs *Die Durchleuchtige Syrerinn Aramena* (1669). In: Eberhard Lämmert u.a. (Hgg. 1971). *Romantheorie*. Bd. 1: 1620–1880. Köln/Berlin: Kiepenheuer & Witsch. S. 22–25, hier S. 23 f.: Die „Geschichtgedichte / tragen entweder eine warhaftige Geschichte unter dem fürhang erdichteter Namen verborgen / sind in ihren umständen anderst geordnet / als sie sich begeben / und ihre Historie ist mit andern umständen vermehret / die sich war-scheinlich begeben können: oder es sind ganz-erdichtete Historien / welche der Verfasser erfunden / seinen verstand und sich in der Sprache / darinn er schreibet / zu üben / auch andere / durch lehr-hafte beispiele / von lastern ab- und zur Tugend anzumahnen. Dergleichen Geschicht-mähren / sind zweifelsfrei weit nützlicher / als die warhafte Geschichtsschriften: dann sie haben die freiheit / unter der decke die warheit zu reden / und alles mit-einzufüren / was zu des Dichters gutem absehen und zur erbauung dienet; da man hingegen / in warhaften Historien / nicht allein die warheit nit allemal schreiben / noch die handlungen beurteilen darf / sondern auch nit alles darinn findet / womit man gern den verstand üben und zur tugendliebe bereden wolte. Ist derhalben torheit / solche Geschichtgedichte darum verwerfen wollen / weil sie nicht beschreiben / was sich in der that begeben hat. Dann / ob es schon in den Jahrbüchern nicht zu finden ist / daß die beschriebene Geschichten / zu selbiger zeit und an solchen orten mit so-geannten personen / sich zugetragen: so sind es doch begebenheiten / die einmal und irgendwo mögen geschehen seyn / oder noch geschehen möchten.“

<sup>3</sup> Vgl. Philipp von Zeses Vorrede zu seiner *Assenat* (1670). In: Lämmert u.a. (Hg.): *Romantheorie*, S. 20–22.

<sup>4</sup> Vgl. Ferdinand van Ingen (1982) „Roman und Geschichte. Zu ihrem Verhältnis im 17. Jahrhundert“. *From Wolfram and Petrarch to Goethe and Grass. Studies in Literature in Honor of Leonard Foster*. Hgg. D. H. Green u.a. Baden-Baden: Koerner. S. 451–471, hier S. 452:

Die beiden erwähnten Aspekte – Nobilitierung des Romans und Steigerung des didaktischen Effekts durch die Bearbeitung historischer Stoffe – sind miteinander verbunden. So untersteht das Nachahmungspostulat einer klaren Wirkungsabsicht: Der Bezug zur historisch verbürgten Wahrheit soll die Nützlichkeit der in der Erzählung vermittelten Inhalte sicherstellen; die Leistung des Erzählens wird dann insbesondere in der Formgebung gesehen. Gegenüber der reinen Faktenwiedergabe ergibt sich so ein Mehrwert des Romans, der größere Zusammenhänge sinnvoll ordnet und einen verborgenen Sinn hinter historischen Prozessen offenlegen kann.<sup>6</sup>

Zwar ist in der Frühen Neuzeit ein Bewusstsein für Fiktionalität vorhanden,<sup>7</sup> es wird jedoch theoretisch oftmals gleichsam domestiziert, relativiert und eingeebnet.<sup>8</sup> So besteht kein Zweifel daran, dass sich Geschichten frei erfinden lassen, die deshalb einen kategorisch anderen Status aufweisen, als solche Erzählungen, die in einem (wie auch immer gearteten) Verhältnis zur Historie stehen.<sup>9</sup> Allerdings wird die daran anschließende Frage, ob diese literarische Praktik tatsächlich angemessen sei, oft negativ beantwortet.<sup>10</sup> Die fiktionalen Elemente der Romanliteratur dienen als Mittel zum Zweck, als *ornatus* im Rahmen eines rhetorischen Literaturverständnisses, das bis weit ins 18. Jahrhundert hinein seine Verbindlichkeit behält.<sup>11</sup> Jenseits radikaler Lügenvorwürfe im Sinne Gotthard Heideggers<sup>12</sup> besteht in der theoretischen Diskussion, die ihren Ort in Vorreden, Poeti-

---

„Das romanepische Geschehen, die als historisches Faktum präsentierte fiktionale Schöpfung, beansprucht einen Platz im Gesamt der geschichtlich beglaubigten Ereignisse und will in dieser Form gelesen und verstanden sein.“

<sup>5</sup> Vgl. ebd., S. 456: „Das Wahrheitspostulat der Romangeschichte tritt in der Regel in Verbindung mit der Postulierung ihres nutzbringenden Zweckes auf.“

<sup>6</sup> Vgl. Wilhelm Voßkamp (1973) *Romantheorie in Deutschland. Von Martin Opitz bis Friedrich von Blanckenburg*. Stuttgart: Metzler. S. 7–28 (Kapitel „Der höfisch-historische Roman als repräsentatives ‚GeschichtGedicht‘“).

<sup>7</sup> Vgl. Tilmann Köppe (2014) „Fiktionalität in der Neuzeit“. *Fiktionalität. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Hgg. Tobias Klauk/Tilmann Köppe. Berlin/Boston: de Gruyter. S. 419–439, hier S. 420: Er stellt heraus, „dass in der [Frühen] Neuzeit im Rahmen einer sozialen Praxis zwischen fiktionalen und nicht-fiktionalen Texten unterschieden wurde.“

<sup>8</sup> Vgl. Stefan Trappen (1998) „Fiktionsvorstellungen der Frühen Neuzeit. Über den Gegensatz zwischen ‚fabula‘ und ‚historia‘ und seine Bedeutung für die Poetik“. *Simpliciana* 20. S. 136–163.

<sup>9</sup> Vgl. Köppe (2014). Anders als der Titel des Beitrags vermuten ließe, geht es ausschließlich um Fiktionalitätskonzepte in der Frühen Neuzeit.

<sup>10</sup> Vgl. dazu die Überlegungen von Nicholas D. Paige (2010) *Before Fiction. The Ancien Régime of the Novel*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press. S. 28 f.

<sup>11</sup> Vgl. generell zur rhetorischen Traditionen in der Literatur der Aufklärung die Studie von Hermann Stauffer (1996) *Erfindung und Kritik. Rhetorik im Zeichen der Frühaufklärung bei Gottsched und seinen Zeitgenossen*. Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang.

<sup>12</sup> Vgl. Ursula Kundert (2004) „Ist Fiktion Lüge? Lügenvorwurf in fiktionalem Gewand in Gotthard Heideggers *Mythoscopia Romantica* (1698)“. *Text und Wahrheit. Ergebnisse der interdisziplinären Tagung „Fakten und Fiktionen“ der Philosophischen Fakultät der Universität Mannheim, 28.–30. November 2002*. Hg. Katja Bär. Frankfurt a. M. u.a.: Peter Lang. S. 51–62. Grundlegend zur Romankritik ist nach wie vor der Beitrag von Walter E. Schäfer (1965) „Hinweg nun Amadis und deinesgleichen Grillen! Die Polemik gegen den Roman im 17. Jahrhundert“ *Germanisch-Romanische Monatsschrift* NF 15. S. 366–384.

ken und Rezensionen hat,<sup>13</sup> weitgehend Einigkeit darüber, dass Romane ihren Stoff am besten aus der Historie bzw. zunehmend aus der Geschichte der Gegenwart zu schöpfen hätten, wollten sie ihre Intention erreichen.

Vor diesem Hintergrund vollzieht sich im Jahrhundert der Aufklärung ein Transformationsprozess, der ausgehend von der Frage nach dem Nutzen der Romane allmählich auch die Wahrnehmung des Faktenbezugs insgesamt relativiert bzw. umdeutet. Eben dieser allmähliche Wandel des Fiktionalitätsverständnisses steht im Zentrum der folgenden Ausführungen. Sie gehen aus von den Fragen nach Faktualität und Fiktionalität im Umkreis des galanten Schlüsselromans, um dann anhand von Verarbeitungen historischer Stoffe im politischen Erzählen bei Terrasson und Justi divergierende Wertungen des Verhältnisses von Roman und Historie zu diskutieren. Schließlich erscheint der metafiktionale Diskurs in Wielands *Geschichte des Agathon* sowohl als Spiel mit Gattungstraditionen als auch als ironische Distanzierung von tradierten Modellen des ‚hohen‘ Romans. Zugleich unternimmt Wieland den Versuch, den philosophischen Roman als Experiment mit Kausalzusammenhängen zu begründen.

Dabei soll die weitgehend chronologische Anordnung der hier diskutierten Beispiele aus dem Zeitraum zwischen 1705 und 1767 nicht den Eindruck entstehen lassen, es handele sich um eine geradlinig verlaufende Entwicklung, an deren Ende Fiktionalität als wesentliches und allseits geschätztes Element von Literatur verstanden werde.<sup>14</sup> Ganz im Gegenteil: Während des gesamten Jahrhunderts ist mit Verwerfungen und Ungleichzeitigkeiten zu rechnen, die aber wiederum ein Wechselspiel verschiedener divergierender Positionen erst ermöglichen. Hier geht es zunächst darum, etliche einschlägige Äußerungen über das Verhältnis von Geschichtsschreibung und Roman im Hinblick auf die Wertung fiktionaler Schreibweisen zu analysieren.

Die naheliegende Frage, inwieweit die hier diskutierten Quellen repräsentativ sind, lässt sich kaum abschließend beantworten: Zielführender erscheint es, sie als Symptome eines un abgeschlossenen Aushandlungsprozesses aufzufassen. Zusätzlich verkompliziert wird die Lage durch die rhetorischen Konventionen, denen Paratexte bis weit ins 18. Jahrhundert hinein verpflichtet sind. Schließlich besitzen die metafiktionale Elemente literarischer Texte meist einen anderen Status

---

<sup>13</sup> Vgl. die einschlägigen Sammlungen von Lämmert u.a. (1971); Ernst Weber (Hg. 1974/1981). *Texte zur Romantheorie*. 2 Bde. München: Fink.

<sup>14</sup> Gerade die philosophischen und politischen Romane Hallers, Knigges und Klingers halten an traditionellen Konzeptionen fest. So schreibt Adolph Freiherr Knigge 1785: „Keine Gattung von Schriften scheint geschickter, das Nützliche mit dem Gefälligen zu verbinden und ernsthafte, wichtige Wahrheiten in ein angenehmes Gewand zu hüllen, wie der *Roman*.“ (Adolph Freiherr Knigge [1978] „Etwas über Romane und andre Zweige der schönen Literatur“. Ders.: *Sämtliche Werke*. Hg. Paul Raabe. Nendeln: KTO Press. Bd. 19. S. [342]–[355], hier S. [342]).

als Äußerungen in Paratexten, so dass auch innerhalb eines Romans verschiedene Wertungen von Fiktionalität denkbar sind. So erfolgt dieser Versuch, einige Aspekte des Umgangs mit Fiktionalität im Jahrhundert der Aufklärung herauszuarbeiten, in dem Bewusstsein, dass sich kaum generelle Aussagen über allgemein akzeptierte Fiktionalitätskonzeptionen treffen lassen. Sehr wohl aber können die folgenden Überlegungen einige wesentliche Probleme identifizieren, die für Autoren und Rezipienten des 18. Jahrhunderts von Bedeutung waren. Sie ergänzen somit unser Wissen über Konzepte der Fiktionalität in der Aufklärung und leisten damit einen Beitrag zu einer noch zu schreibenden Geschichte der Fiktionalität.

## II. „Verdeckte Wahrheit“. Der galante Schlüsselroman zwischen Faktualität und Fiktionalität

1740 erschien in den *Göttingischen Zeitungen von Gelehrten Sachen* eine knappe Rezension von Johann Michael von Loens im selben Jahr publizierten politischen Roman *Der redliche Mann am Hofe*.<sup>15</sup> Dort bemängelt der anonyme Rezensent, es sei für den Leser nicht nachzuvollziehen, auf welche realen Ereignisse sich die Romanhandlung beziehe:

Man will sagen, dieses Buch habe in der Wahrheit einiger neueren Geschichte Grund. Ist dem also, so werden diejenigen nur darum gerühret werden, denen sie bekannt ist. Andere denen der Schlüssel fehlet, sehen das Buch mit eben den Augen an, als so viele romanhafte Schriften, womit man uns belästiget, und zählen es unter die mittelmässigen.<sup>16</sup>

Mit den Termini „Wahrheit“ und „Schlüssel“ gebraucht der Rezensent zwei Begriffe, die für einen wichtigen Strang der Romangeschichte der Neuzeit von wesentlicher Bedeutung sind. Loens Roman erscheint hier als ein Beispiel für Schlüsselliteratur, die sich nicht entschlüsseln lässt. Dieser Mangel an Transparenz führe dazu, dass das Publikum dem Text verständnislos gegenüberstehe – eben weil, so die unausgesprochene Vorannahme, erst der Bezug zur außerliterarischen Realität einem Roman seinen Wert verleihe. Der angestrebte Affekt des *movere* stelle sich nicht ein, wenn der Rezipient davon ausgehen müsse, es handle sich um frei erfundene Figuren. Erst die Referentialisierbarkeit von Handlung und Figuren führe zur affektiven Reaktion der Leserschaft. Fiktionalität erscheint hier als Defizit eines Romans; der Rezensent begreift sie als untrügliches Indiz für die mangelnde Qualität eines Textes, der nicht gut genug geschrieben sei, um über ein stoffliches Interesse hinaus den Leser fesseln zu können. Der Stoff wie-

<sup>15</sup> Vgl. einführend zu Loens Roman Karl Reichert (1966) „Nachwort“ [Johann Michael von Loen.] *Der Redliche Mann am Hofe; Oder die Begebenheiten Des Grafens von Rivera. In einer auf den heutigen Zustand der Welt gerichteten Lehr- und Staats-Geschichte. Vorgestellt von Dem Herrn von \*\*\**. Faksimiledruck nach der Ausgabe von 1742. Stuttgart 1966. S. 1<sup>r</sup>–17<sup>r</sup>.

<sup>16</sup> [„Rezension von: Johann Michael von Loen: Der Redliche Mann am Hofe.“] *Göttingische Zeitungen von Gelehrten Sachen auf das Jahr MDCCXL*. 72. Stück. S. 632.

derum sei nur dann relevant, wenn er als Verschlüsselung aktuellen Geschehens begriffen werde und von kundigen Lesern entschlüsselt werden könne.

Loen selbst dürfte an dieser Lesart nicht ganz unschuldig gewesen sein. Im Vorbericht zu seinem einzigen Roman erklärt er: „Der Verfasser beschreibt hier die Menschen, wie sie heut zu Tage sind, und wie er selbst hat Gelegenheit gehabt, sie kennen zu lernen.“<sup>17</sup> Das ließe sich zunächst als Verweis auf durch den Leser zu entschlüsselnde Bezüge verstehen, allerdings zielt Loen, wie im Folgenden deutlich wird, nicht auf konkrete Ereignisse ab, sondern auf eine allgemeine Kenntnis menschlicher Eigenschaften und Verhaltensweisen. Diese Menschenkenntnis, die der Autor aufgrund langjähriger persönlicher Erfahrungen gewonnen habe, bilde nun die Grundlage für seinen Roman; die Leserschaft wiederum könne anhand der exemplarischen Figuren ihr Weltwissen vergrößern. Es geht um Exemplarität, die keiner Entschlüsselung bedarf: Loen habe „hier meistens solche Personen aufgeföhret, die durch ihr Exempel lehren“.<sup>18</sup>

Loen und der anonyme Rezensent stimmen grundsätzlich darin überein, dass Romane eine Grundlage in der Realität haben sollten. Von ganz frei erfundenen Handlungen geht keiner der beiden aus, wohl aber unterscheiden sie sich signifikant in der Wertung der literarischen Strategien, die der Autor legitimerweise anwenden kann. Die Diskrepanz liegt im Blick auf die Art von Realitätsreferenz: Für Loen ist die Erfahrung des Autors die Grundlage für die Gestaltung exemplarischer Charaktere, deren tatsächliches Vorbild damit für den Leser uninteressant geworden ist. Mithin genügt ein allgemeiner Verweis auf authentische Erfahrung, die im Roman die Grundlage für die angestrebte Tugendvermittlung ist.

Während also Loen auf das Allgemeine abhebt, beharrt der Göttinger Rezensent hingegen auf der konkreten Referenzierbarkeit als Qualitätskriterium von Romanen. Seiner Rezension liegt also ein produktives Missverständnis zugrunde, das wiederum Einblicke in divergierende Wertungen fiktionalen Erzählens gibt. Im Hintergrund stehen unterschiedliche Konzepte von Wahrheit – Faktentreue im Gegensatz zu stilisierten Exempeln –, mit denen die Qualität eines Romans gemessen werden soll. Hier schwingt auch eine generelle Romankritik mit, insofern dem Roman nur als Träger außerliterarischer Wahrheit eine gewisse Relevanz zugestanden wird. Die zitierte Rezension ist nicht nur ein Hinweis darauf, dass auch um die Jahrhundertmitte Romane oftmals noch unter dem Aspekt der Verschlüsselung gelesen und verstanden werden, sondern auch ein Indikator für die Wertschätzung, die einer bestimmten Art von Schlüsselliteratur entgegengebracht wurde: Faktizität ist ein Qualitätsmaßstab auch für die Bewertung von Romanen.

Bei einer derartigen Deutung handelt es sich nicht einfach um eine überholte Position, die neuen Entwicklungen verständnislos gegenübersteht, sondern ganz im Gegenteil um ein Indiz dafür, dass die Kategorien ‚Wahrheit‘ und ‚Erfindung‘

<sup>17</sup> Loen (1966). Unpaginierter Vorbericht.

<sup>18</sup> Ebd.

bei der Beurteilung von Texten ständig neu gegeneinander abgewogen werden, und das betrifft eben auch die Produktion von Romanen: Es besteht eine enge Wechselwirkung zwischen Produzenten- und Rezipientenseite; die einschlägigen Texte artikulieren entsprechende Bedürfnisse. So beziehen sich viele Romane seit der Frühen Neuzeit programmatisch auf zeithistorische Ereignisse bzw. erotische Verwicklungen des europäischen Adels. John Barclays neulateinische *Argenis* (1621, deutsch 1644 von Martin Opitz) bezieht sich auf die französischen Verhältnisse unter Ludwig XIII.,<sup>19</sup> Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel verarbeitet in einigen Episoden der *Römischen Octavia* skandalträchtige Ereignisse der höfischen Gesellschaft.<sup>20</sup>

Die Leistung eines Romanautors besteht in zeitgenössischer Sicht in der Formgebung, nicht etwa in der Erfindung, weshalb die Annahme, dass der Roman in literarischer Einkleidung wahre Geschichte(n) aus älteren oder neueren Zeiten enthalte, selbstverständlich erscheint. So erklärt Christian Friedrich Hunold (Menantes) in der Vorrede zu *Der europäischen Höfe Liebes- und Heldengeschichte* (1705), er habe bewusst aktuelle Ereignisse zur Grundlage der Romanhandlung gemacht:

Jedoch da Krieger- und Liebes-Händel die annehmlichste Abwechslung in dergleichen Büchern vergönnen; und der hoch-geneigte Leser hier eine verdeckte Wahrheit antrifft: so wird es ihm an der Lust nichts benehmen/ damit Er sonst bloß erdichtete Sachen durchgesehen/ und vielleicht auch keinen sonderlichen Verdruß verursachen/ wenn Er die meisten Krieger-Thaten errät/ und gleichsam spielend eine *accurate* Beschreibung hoher Fürsten Lob würdigster Verrichtungen wiederholet. Aus diesen beyden vortreflichen Qualitäten/ der Tapfferkeit und Liebe/ beruhet dieses gantze Werck/ und die Materie darzu habe von den grösten und der Majestät-würdigsten Fürsten und Herrn der meisten Europäischen Höfe entlehnet.<sup>21</sup>

In Romanen seien Fakten und Fiktion gleichermaßen anzutreffen. Hunold geht von einem Publikum aus, das fiktionale Texte rezipiert hat, mit den Spielregeln literarischer Fiktion vertraut ist und von einer „Liebes- und Helden-Geschichte“ zunächst eine fiktionale Erzählung erwartet. Gegenüber solch frei erfundenen Geschichten besitze aber sein Gegenstand einen klar zu benennenden Mehrwert, weil er eine „verdeckte Wahrheit“ enthalte. Zu dieser inhaltlichen Belehrung kommt für Hunold noch eine ästhetische Komponente, nämlich die Freude an der Entschlüsselung, die „gleichsam spielend“ erfolge. Das Wiedererkennen fak-

<sup>19</sup> Vgl. Susanne Siegl-Mocavini (1999) *John Barclays „Argenis“ und ihr staats-theoretischer Kontext. Untersuchungen zum politischen Denken der Frühen Neuzeit*. Tübingen: Niemeyer; siehe auch Gertrud Maria Rösch (2004) *Clavis Scientiae. Studien zum Verhältnis von Faktizität und Fiktionalität am Fall der Schlüssel-literatur*. Tübingen: Niemeyer. S. 44–60.

<sup>20</sup> Vgl. Herbert Singer (1955) „Die Prinzessin von Ahlden. Verwandlungen einer höfischen Sensation in der Literatur des 18. Jahrhunderts“. *Euphorion* 49. S. 305–343; Dirk Rose (2009) „Galanter Roman und klassische Tragödie. Hunolds *Europäische Höfe* und Schillers *Prinzessin von Zelle* im gattungsgeschichtlichen Kontext“. *Aufklärung und Weimarer Klassik im Dialog*. Hgg. André Rudolph/Ernst Stöckmann. Tübingen: Niemeyer. S. 1–27.

<sup>21</sup> Christian Friedrich Hunold (1778) *Der europäischen Höfe Liebes- und Helden-Geschichte*. Faksimiledruck nach der Ausgabe von 1705. Hg. und eingeleitet von Hans Wagener. 2 Bde. Bern u.a.: Peter Lang. Bd. 1. Unpaginierte Vorrede.

tualer Elemente befriedige die Lust am Rätselspiel und steigere die Fähigkeiten des Lesers.

Der galante Schlüsselroman erscheint hier als bewusst kalkulierte Mischform zwischen Faktualität und Fiktionalität – und als eine legitime, weil nützliche Art des Erzählens. Diese Konzeption des Schlüsselromans, die an den ‚hohen‘ Roman anschließt, unterscheidet sich fundamental von den Beispielen des Genres im 20. und 21. Jahrhundert, wo der Schlüsselroman als dezidiert unmoralische, schlimmstenfalls justiziable Form des Erzählens aufgefasst wird.<sup>22</sup> Im Gegensatz dazu idealisiert Hunold in den *Europäischen Höfen* seine Protagonisten – besonders Herzog Gustavus, dessen Vorbild August der Starke von Sachsen ist<sup>23</sup> – und integriert die meist panegyrische und enkomiasische Darstellung von Liebe und Heroismus in ein Heliodorisches Schema.<sup>24</sup>

Dieses enkomiasische Verfahren scheint den Lesererwartungen und -bedürfnissen entsprochen zu haben; anders jedenfalls lassen sich die neun Auflagen, die Hunolds Roman bis 1744 erlebte,<sup>25</sup> sowie die 1728 und 1740 erschienenen, ebenfalls mehrfach aufgelegten Fortsetzungsbände von Johann Georg Hamann d. Ä. nicht erklären.<sup>26</sup> Auch die zahlreichen Nachahmungen bezeugen die lange Zeit ungebrochene Attraktivität dieses Romankonzepts.<sup>27</sup> Indem Autoren und Verle-

<sup>22</sup> Vgl. Johannes Franzen (2014) „Indiskrete Fiktionen. Schlüsselromanskandale und die Rolle des Autors“. *Skandalautoren Bd. 1. Zu repräsentativen Mustern literarischer Provokation und Aufleben erregender Autorinszenierung*. Hgg. Andrea Bartl/Martin Kraus. Würzburg: Königshausen & Neumann. S. 67–92. Natürlich sind entsprechende Formen des Erzählens auch in der Frühen Neuzeit und in der Aufklärung nachweisbar.

<sup>23</sup> Vgl. Benjamin Wedel (1731) „Schlüssel zum Roman der Europäischen Höfe“. Ders.: *Geheime Nachrichten und Briefe von Herrn Menantes Leben und Schriften*. Köln: Oelschner. S. 177–184.

<sup>24</sup> Diese Tendenz zeigt sich insbesondere in der Darstellung des Protagonisten Gustavus: Dem Helden der Rahmenhandlung fällt die Krone von Thualinien gleichsam in den Schoß. Man versichert ihm, „daß viele hohe dieses Landes nach nichts mehr seufzeten/ als von der Tugend eines so hohen Fürstens Regiert zu werden“ (Hunold [1978]. S. 1183); er nimmt die Krone dann auch nicht aus eigenem Machtwillen, sondern aus Rücksicht auf die Interessen des Reichs an: „Doch alle Vorschläge und Offerten, zu einer Crone zu gelangen/ würden ihn nicht bewegen haben/ selbige anzunehmen/ wofern es nicht die unuemeängliche Nothwendigkeit und die Wohlfahrt gantz Germaniens gerathen/ vor welche er gleichsam mehr als vor sich selber gebohren“ (ebd.). Vgl. Rösch (2004): „Überdies retouchierte er die Geschichten sehr schmeichelhaft, indem er sie dem Heiliodorischen Schema anverwandelte“.

<sup>25</sup> Vgl. die Nachweise von Hans Wagener in: Hunold (1978). S. 72\*–74\*.

<sup>26</sup> Hamann hatte bereits eine erfolgreiche Fortsetzung zu Zigers *Banise* (1724) verfasst. Vgl. dazu Karin Vorderstemann (2013) „Thema und Variation. Johann Georg Hamanns Fortsetzung der Asiatischen Banise oder des blutigen und muthigen Pegu Zweyter Theil“. *Die europäische Banise. Rezeption und Übersetzung eines barocken Bestsellers*. Hgg. Dieter Martin/Karin Vorderstemann. Berlin/Boston: de Gruyter. S. 133–180.

<sup>27</sup> Vgl. Rösch (2004). S. 63–71 zu Hunold. Vgl. zu den Nachahmern der *Europäischen Höfe* die Studie von Herbert Singer (1963) *Der deutsche Roman zwischen Barock und Rokoko*. Köln/Graz: Böhlau. S. 95 (Fußnote 39). Vgl. auch Florian Gelzer (2007) *Konversation, Galanterie und Abenteuer. Romaneskes Erzählen zwischen Thomasius und Wieland*. Tübingen: de Gruyter. S. 174–194.

ger gezielt an die Neugier des Publikums appellieren, verweisen sie auf den Typus des Schlüsselromans. Zuweilen wird der Verweis gar als Marketingtrick verwendet, wenn etwa der Verleger der anonym publizierten *Jüttischen Kasia* (1732) ankündigt, bei ausreichendem Erfolg des Romans werde er gegebenenfalls einen Schlüssel zu dem Werk nachliefern:

Was den Inhalt des Werckes selbst anlanget / so wird ein Leser, der in denen neuern Staats – Kriegs- und Liebes-Geschichten hoher Häupter in etwas bewandert ist / eben keine Rätzel-Auflösung anzustellen bedürffen / und wer die *Europäischen Höfe* / davon es gewisser massen eine Nachahmung heissen kan / zu lesen verstehet / wird auch hier nicht gar im Finstern tappen; Ganz *particuliere* eingemischte Umstände aber betreffend / darzu möchte mit der Zeit bey dem Verleger ein Schlüssel zu haben seyn / wenn er sich einer geneigten Aufnahme dieses ersten Theils zu erfreuen hat / und dadurch die folgenden gleichfalls zu *ediren* aufgemuntert würde.<sup>28</sup>

Man kann bezweifeln, ob das Kalkül, ein Leser werde ein Buch in der Hoffnung kaufen, dass ihm der Schlüssel nachgeliefert werde, aufgegangen ist. Das Beispiel des verlegerischen Paratexts der *Jüttischen Kasia* verweist allerdings darauf, dass die Verschlüsselung bzw. das Beharren darauf, dass in einem Roman verschlüsselt werde, mindestens ebenso sehr als ästhetische Strategie und Marketinginstrument zu begreifen ist wie als Vorsichtsmaßnahme. In den Schlüsselromanen Hunolds geht es schließlich, wie Dirk Rose gezeigt hat, um die Einübung einer galanten Conduite,<sup>29</sup> um die Schaffung eines elitären Gemeinschaftsgefühls, das durch die Teilhabe an den Lebensumständen der Führungsschichten stimuliert wird. Eben deshalb kommt der Verschlüsselung eine Bedeutung zu, die über die Verschleierung weit hinausgeht und vielmehr die Etablierung von Gruppenzugehörigkeiten bewirkt. Angesichts dieser Begleitumstände verwundert es nicht mehr, dass nicht nur die galanten Romane, die explizit als Schlüsselromane ausgewiesen und beworben werden, sondern auch die vergleichsweise neue Form des politischen Romans französischer Prägung, wie Loens *Redlicher Mann*, in diesem Feld verortet wird, zumal auch der Archetyp des Genres, Fénelons *Télémaque*, vielen Leserinnen und Lesern als verschlüsselte Satire auf Ludwig XIV. gilt.

Die konkurrierenden Konzeptionen und Wertungen der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts werfen ein bezeichnendes Licht auf die allmähliche Ausmittlung eines Konzepts von Fiktionalität. So geht es für Hunold um eine Steigerung des

<sup>28</sup> „Jüttische Kasia. Vorbericht. 1732 (1981)“. *Texte zur Romantheorie II (1732–1780)*. Hg. Ernst Weber. München: Fink. S. 7–16, hier S. 13 f. Autor des Werks sei ein Insider, nämlich ein dänischer Adelliger (vgl. ebd., S. 11). Einen Überblick über den Roman ebd., S. 555 f.

<sup>29</sup> Vgl. Dirk Rose (2012) *Conduite und Text. Paradigmen eines galanten Literaturmodells im Werk von Christian Friedrich Hunold (Menantes)*. Berlin/Boston: de Gruyter. S. 140: „Deren Bedeutung für eine galante Textproduktion läßt sich weitgehend aus ihrer Funktion für eine galante Conduite ableiten, und zwar in zweierlei Hinsicht. Zum einen wird der Modellcharakter der Texte dadurch erhöht, daß sie prinzipiell auf konkrete Interaktions- und Kommunikationssituationen referierbar erscheinen. Zum anderen kann durch diese prinzipielle Referenz auf konkrete Interaktionen und ihre Akteure die jeweils an den Tag gelegte Conduite als modellhaft zugerechnet werden.“

Genusses durch Aktivierung der Leser und zugleich darum (so zumindest das topische Argument in der Vorrede), das Weltwissen der Rezipienten zu vergrößern. Natürlich ist es für einen Autor möglich, seine Stoffe frei zu erfinden – warum man das aber tun sollte, wo doch der Mehrwert der Historie klar zutage tritt, bleibt für Hunold fraglich. Die Wertschätzung der Historie als *Magistra Vitae* schließt hier die galante Schlüsselliteratur mit ein;<sup>30</sup> in der Umdeutung des ciceronianischen Konzepts unterscheidet sich die Generation um 1700 von ihren Vorgängern, indem sie es in Hinblick auf die konkrete lebenspraktische Klugheit umdeutet, die die Romanlektüre vermitteln sollte.<sup>31</sup>

### *III. Historie und Moraldidaxe bei Jean Terrasson und Johann Heinrich Gottlob von Justi*

Im galanten Erzählen dient der Verweis auf die Faktizität des Dargestellten vor allem der Schaffung von Gruppenidentitäten und weniger der tatsächlichen Weitergabe potentiell skandalöser Geschichten. So erklärt sich auch der von der älteren Forschung zuweilen verwundert zur Kenntnis genommene Umstand, dass die verschlüsselten Ereignisse gar nicht so geheim sind bzw. die eigentlichen Geheimnisse auch nicht literarisiert werden.<sup>32</sup> Diese spezifische Art des *prodesse* – der Roman als Schule klugen und gewandten Verhaltens<sup>33</sup> – unterscheidet sich signifikant von der politisch-theologischen Nutzenanwendung des 17. Jahrhunderts, aber ebenso von der moraldidaktischen Funktionalisierung der Gattung in den kommenden Jahrzehnten. Die entsprechende Akzentverlagerung im 18. Jahrhundert führt zu erneuten Klärungen des Verhältnisses von Roman und Geschichtsschreibung, die zwar in klar konturierten Zusammenhängen stehen (Aristoteles' Abgrenzung von Dichtung und Geschichtsschreibung, barocke Vorstellungen von der ordnungs- und sinnstiftenden Leistung der Form), zugleich aber die Koordinaten von der Geschichtstheologie hin zu (zunächst teleologischen) Erziehungswegen verschieben. Auch hier gilt, dass die Verifizierbarkeit bestimmter historischer Elemente der Romanhandlung ihre didaktische Wirkung intensivieren und vergrößern soll. Die historische Wahrheit dient nun der Authentisierung und Exemplifizierung von Morallehren, der Aspekt lebenspraktischer Nützlichkeit, der im galanten Diskurs essentiell war,<sup>34</sup> rückt in den Hintergrund. Die

<sup>30</sup> Vgl. hierzu Reinhart Koselleck (1979) „Historia Magistra Vitae. Über die Auflösung des Topos im Horizont neuzeitlich bewegter Geschichte“. Ders.: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. S. 38–66.

<sup>31</sup> Vgl. Thomas Borgstedt/Andreas Solbach Hgg. (2001). *Der galante Diskurs. Kommunikationsideal und Epochenschwelle*. Dresden: Thelem.

<sup>32</sup> So etwa Rösch (2004). S. 69, die im Zusammenhang mit Hunolds *Europäischen Höfen* von der „Ironisierung des Schlüssels“ spricht.

<sup>33</sup> Darauf zielt etwa Christian Thomasius ab; seine Referenztexte sind allerdings die großen höfisch-heroischen Romane des 17. Jahrhunderts. Vgl. Lämmert u.a. (1971). S. 38–50.

<sup>34</sup> Vgl. zur Poetik des galanten Romans Gelzer (2007).

verwendeten Strukturmodelle schließen erneut an ältere Muster des höfischen Erzählens an, und distanzieren sich von dem Beharren auf konkrete lebenspraktische Nützlichkeit, die in der galanten Periode ausschlaggebend war. Der ‚hohe‘ Roman mit historischem Inhalt soll stattdessen philosophische oder theoretische Inhalte vermitteln.

Diese Freiheiten der Fiktion unterstreicht Jean Terrasson in der Vorrede zu seinem *Séthos* (1731), einem der wirkmächtigsten Romane des 18. Jahrhunderts, der in der Nachfolge von Fénelons *Télémaque* einen idealen Herrscher ins Zentrum stellt. In diesem Kontext ist weniger die überaus reiche Rezeption dieses Ägypten-Romans von Interesse – sie reicht bis zu Schillers *Geisterseher* und Mozarts und Schikaneders *Zauberflöte*<sup>35</sup> – als vielmehr die differenziert argumentierende Vorrede.<sup>36</sup> Zunächst entwirft Terrasson eine Manuskriptfiktion, um sein Schreiben zu legitimieren und zu authentisieren. Das entspricht gängiger Praxis: So hatte etwa Andreas Heinrich Bucholtz seinen *Herkules* als Bearbeitung eines antiken Textes ausgegeben, der in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges unter einem Stein wiederaufgefunden worden sei;<sup>37</sup> und eine Vielzahl von Autoren über Cervantes bis Albrecht von Haller nutzte diese editoriale Rahmung,<sup>38</sup> um

<sup>35</sup> Vgl. Rosemarie Nicolai-Haas (1979) „Der erste deutsche Geheimbundroman“. *Geheime Gesellschaften*. Hg. Peter Christian Ludz. S. 267–292.

<sup>36</sup> Vgl. [Jean Terrasson (1777)] *Geschichte des ägyptischen Königes Sethos*. Aus dem Französischen übersetzt von Matthias Claudius. 2 Teile. Breslau: Löwe. Unpaginierte Vorrede.

<sup>37</sup> Vgl. Andreas Heinrich Bucholtz (1982) *Der christlichen königlichen Fürsten Herkuliskus und Herkuladisa, auch ihrer hochfürstlichen Gesellschaft anmübtige Wunder-Geschichte*. Faksimile-Druck der Ausgabe von 1665. Hg. und eingeleitet von Ulrich Maché. 2 Bde. Bern u.a.: Peter Lang. Bd. 2. S. 960: Es handele sich um eine Geschichte, „welche über 1400 Jahr vergraben gelegen / und durch den Krieg / welcher des ganzen Teutschlandes unterstes zu oberst gekehret / ohngefahr bey dem Weserstrohme unter einem hohlen Steine hervor gezogen ist; wodurch die Versehung ausser allem zweifel hat wollen zu erkennen geben / daß nicht allein tapffere Helden aus Frankreich / Italien / Spanien und Griechenland / sondern auch deren viel aus Teutschland / und anderen Nordischen Ländern entsprossen sind / die über andere ihres gleichen sich der wahren Tugend und ungefärbeten Gottesfurcht gewidmet haben.“

<sup>38</sup> Aufschlussreich sind die Verhältnisse in Hallers *Usong*: Im Vorwort der 1771 erschienenen Erstausgabe erklärt Haller, er habe eine „Handschrift“ bearbeitet, deren Verfasser nicht bekannt sei und die er „in einen Auszug gebracht habe.“ ([Albrecht von Haller (1771)] *Usong. Eine Morgenländische Geschichte, in vier Büchern*. Durch den Verfasser des Versuches Schweizerischer Gedichte. Bern: Verlag der neuen Buchhandlung. Unpaginierte Vorrede) Im Folgenden erläutert Haller den Mehrwert, der sich dadurch ergebe: Die bislang unbekannte morgenländische Tradition werfe ein neues Bild auf den historischen Usong. In der Vorrede zu der Ausgabe von 1778 schreibt Haller im Juni 1777 wenige Monate vor seinem Tod: „Die Larve ist nicht mehr nöthig, mit welcher sich Usong in der ersten Auflage bedekt hat.“ (Albrecht von Haller [1778] *Usong. Eine Morgenländische Geschichte, in vier Büchern*. Neueste verbesserte Auflage. Mit Kupfern. Bern: Typographische Gesellschaft. Unpaginierte Vorrede) Haller begründet seine Stoffwahl damit, dass der historische Usong zwar bekannt sei, aber zugleich genügend Leerstellen offenblieben, die der Roman füllen könne: „Er, und seine Art zu regieren, waren nicht so allgemein bekannt, daß der Wohlstand mich zu sehr hätte einschränken können, wann ich etwas mehr von ihm und von seinen Anstalten schreibe, als die ernsthafte Geschichte mir vorsagt. Ich blieb aber dennoch bei den morgenländischen Sitten, und selbst die Einrichtung des Staates ist ent-

einerseits die Authentizität und damit Relevanz der im Roman dargestellten Ereignisse zu behaupten, und um andererseits Spielräume der Fiktion auszuloten. Terrassons Vorrede geht aber über gängige Muster insofern hinaus, als sie den Inhalt des griechischen Manuskripts ebenfalls als fiktional bezeichnet und auf dieser Basis den Mehrwert bestimmter fiktionaler Schreibweisen gegenüber der Geschichtsschreibung postuliert und differenziert begründet.

Terrasson gibt den *Séthos* als (gekürzte) Übersetzung eines griechischen Manuskripts aus; es stamme aus einer Bibliothek, die unbekannt bleiben wolle. Bei seinem Autor handele es sich wohl um einen Griechen, der zur Zeit Marc Aurels, also im 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, in Alexandria gelebt habe. Soweit folgt die Vorrede den gängigen Topoi; allerdings wendet sie sich von den traditionellen Authentizitätsbehauptungen ab, indem sie nicht nur erklärt, bei dem griechischen Manuskript handele es sich nicht um Geschichte, sondern um Dichtung, und darüber hinaus mit Nachdruck behauptet, die Erdichtung sei wertvoller als die Faktizität des Dargestellten:

Es ist ohne Zweifel keine Geschichte, sondern ein Gedichte. Die Unternehmungen fallen meist so aus, als der Leser sie gerne haben möchte; Personen, die man schon aufgegeben hatte, kommen noch wieder zusammen; und sonderlich verrieth die große Menge Reden, die bei aller Gelegenheit gehalten werden, daß unser Verfasser nicht aus dem wirklichen Leben, wo es nicht so regelmäßig hergeht, treu erzähle, sondern daß er die Personen, von denen die Rede ist, denken und handeln lasse, wie er es für gut findet.

Da er die Absicht hatte nützlich zu seyn, hat er es auch so machen müssen.<sup>39</sup>

Die Fiktionalität des Textes zeigt sich für den fiktiven Herausgeber erstens an dem (kaum realistischen) positiven Ausgang vieler Episoden, die das Bedürfnis der Leser nach poetischer Gerechtigkeit befriedigten, zweitens an der Kommunikation der Figuren, die als Sprachrohre des Verfassers dienten. Schließlich deute die übergreifende Struktur auf eine genau kalkulierte Wirkungsabsicht des Autors. Dabei ist Terrassons Vorrede keine Apologie ästhetischer Autonomie, ganz im Gegenteil: Die fiktiven Elemente dienen ihm dazu, die didaktische Wirkintention des Romans zu stützen. Formgebung und Wirkungsabsicht hängen untrennbar zusammen.

Zwar sei eine Auseinandersetzung mit der Historie, „eine der Hauptquellen wahrer Philosophie“, in vielerlei Hinsicht nützlich, als „Schatz von moralischen Unterricht“ sei sie aber der Dichtung unterlegen.<sup>40</sup> In Argumenten, die ihre Herkunft aus der Romandiskussion des 17. Jahrhunderts verraten, erklärt Terrasson, im Gang der Geschichte sei das Wirken der Vorsehung nicht sichtbar, wohl aber

---

weder nach China geschildert, oder sie ist wirklich unter den Enkeln Usongs in Persien wahr gewesen: denn das *costume* zu verletzen, ist eine Freyheit, die man auch dem Racine verdacht hat, wann er sie nahm. Wann man einer Erdichtung die Würde einer Geschichte geben will, so muß man sie allerdings der Geschichte so ähnlich machen, daß der Unterscheid nicht zu anstößig in die Augen fällt.“ (ebd.)

<sup>39</sup> Terrasson (1777).

<sup>40</sup> Ebd.

in entsprechend angelegten Erzählungen.<sup>41</sup> Sein Ideal ist der moralische Autor à la Fénelon, Liebesromane hingegen seien geradezu nichtswürdig und schädlich.<sup>42</sup> Überhaupt könnte der entsprechend sensibilisierte Leser auch aus dichterischen Bearbeitungen historischer Stoffe viel lernen; als Beispiel führt er die Gattung der Tragödie und den *Cleopatra*-Roman von La Calprenède an. Das Vorrecht der Dichtung bestehe darin, dass sie dann stilistische Eleganz über historische Genauigkeit stellen könne, wenn die Schönheit die Lehre des literarischen Textes unterstütze: „Es ist ein Vorrecht der Erdichtung, daß sie die Genauigkeit in den Factis nicht nur den moralischen Wahrheiten, sondern so gar den Schönheiten des Stils aufopfern darf, wenn nämlich die Schönheit dazu dient, der guten Lehre tiefern Eingang zu verschaffen.“<sup>43</sup>

Am Ende seiner Vorrede schließt Terrasson an Madame de Scudéry an. Diese habe in den Paratexten zu ihrem *Cyrus*-Roman „um ihrer Erzählung Ansehen zu verschaffen“, bewirkt, „daß man ihr Werk als die Uebersetzung eines alten in der Vaticanischen Bibliothek gefundenen Manuscripts ansehen möge.“<sup>44</sup> Allerdings zeigt ein Blick auf die entsprechende Passage bei Madeleine de Scudéry, dass die Verhältnisse dort etwas anders liegen, als Terrasson hier insinuiert. In der Leseransprache des ersten Bandes des *Grand Cyrus* (1656) legitimiert sie ihren Roman durch den Bezug zur historischen Wahrheit. Sie habe ein intensives Quellenstudium betrieben, dabei aber gemerkt, dass sich die Historiker in wesentlichen Punkten unterschieden, woraus sie wiederum für ihr Schreiben die Freiheit ableitet, bestimmte Entscheidungen zu treffen. Wem ihrer Leser dies nicht genüge, der solle sich eben vorstellen, Grundlage des Romans sei ein griechisches Manuskript:

Que si cette raison ne satisfait pas pleinement les scrupuleux, ils n'ont qu'à s'imaginer pour se mettre l'esprit en repos, que mon Ouvrage est tiré d'un vieux Manuscrit Grec d'Egesippe, qui est dans la Bibliothèque Vaticane: mais si précieux & si rare, qu'il n'a jamais esté imprimé, & ne le sera iamais.<sup>45</sup>

<sup>41</sup> Vgl. ebd.: „Die Geschichte ist in sich selbst nur ein Haufen von Factis, welche die Vorsehung zu Absichten hinleitet, die gewöhnlich verborgen sind: und obgleich alles in den geheimnißvollen Plan der göttlichen Weisheit und Gerechtigkeit wunderbar geordnet ist, so ist doch die Reihe menschlicher Handlungen, wie sie in die Augen fällt, oft nur eine Reihe verfehler Projecte und ungestrafter Verbrechen. Es verhält sich mit dem, was in der Welt vorgegangen ist, grade wie mit dem Vorgang auf einem öffentlichen Markt: weder das eine noch das andre ist moralisch, als in so weit der Zuschauer und Geschichtschreiber es so ansieht und es dazu macht.“

<sup>42</sup> Vgl. ebd.: „Und nicht die Vergleichung mit der Geschichte, die ganz in ein ander Fach gehört, sondern eben die Vergleichung mit guten Werken der Erdichtung wird am meisten beytragen, die Welt nach und nach von der Nichtswürdigkeit und Schädlichkeit der Romane zu überzeugen, wenn man durch Roman ein Gemälde versteht, wo die Schwachheiten oder Ausschweifungen der Liebe in einem vortheilhaften, oder auch nur nicht nachtheiligen Licht vorgestellt werden.“

<sup>43</sup> Ebd.

<sup>44</sup> Ebd.

<sup>45</sup> [Madeleine de Scudéry (1656)] „Au Lecteur“. Dies. *Artamène, ou Le grand Cyrus*. Bd. 1 Paris: Courbé. S. 1–4, hier S. 4.

Terrasson erwähnt nicht, dass bei der Scudéry das griechische Manuskript reine Erfindung ist. Das kann zwei Gründe haben: Entweder entgeht ihm die Pointe, oder aber – und das erscheint mir wahrscheinlicher – er schließt an das Spiel an und nutzt den Verweis auf *Le Grand Cyrus* dazu, seine Manuskriptberufung als fiktional zu entlarven und so die eingangs kunstvoll entworfene Fiktion zurückzunehmen. Dieses ironische Verfahren – die Berufung auf eine für jedermann offensichtliche Fiktion, um das eigene Schreiben zu authentisieren – korrespondiert mit Terrassons Grundthese. Faktentreue ist nicht mehr nötig, ja geradezu hinderlich. Das Publikum aber, das nach wie vor Authentizitätsbehauptungen reklamiert, bekommt sie dennoch geliefert, für den reflektierteren Teil der Leserschaft sind sie aber als Fiktion auszumachen. Fiktion ist, so ließe sich zusammenfassen, also der Faktentreue überlegen, eben weil sie deutlichere Orientierung geben könne als die Geschichtsschreibung.<sup>46</sup>

\*

Paradoxerweise findet sich die energische Abwehr dieser fiktionsfreundlichen Positionen ausgerechnet in der Vorrede zu einem Text, der das Romangenre nutzt, um politische Theorie des 18. Jahrhunderts in ägyptisierendem Gewand zu popularisieren, nämlich dem 1759/60 in zwei Bänden erschienenen Roman *Die Wirkungen und Folgen sowohl der wahren, als der falschen Staatskunst in der Geschichte des Psammitichus Königes von Egypten* des bedeutenden Staatswissenschaftlers Johann Heinrich Gottlob von Justi.<sup>47</sup> Dort sagt er wenig über den eigentlichen politischen Gehalt des Textes, den er offenbar für selbstverständlich hält (und der durch den Titel ausreichend beschrieben ist), sondern setzt sich stattdessen grundsätzlich mit dem Verhältnis von Historie und Dichtung auseinander.

In diesem Zusammenhang wendet sich Justi auch gegen die Romane, die sich allesamt zu weit „von der Wahrheit der Geschichte“ entfernten,<sup>48</sup> insbesondere gegen Terrassons *Séthos*: „Am allerwenigsten aber werden sie sich so viel erlauben, als der Verfasser des Sethos sich unterfangen hat, der seinen Helden solchergestalt vorstellt, daß er nicht die geringste Aehnlichkeit mit dem wahren

<sup>46</sup> Der Dichter könne frei verfahren, um vorbildliche Charaktere zu erschaffen, aus denen der Leser mehr lernen könne, als durch historisch getreu gezeichnete Figuren. Ähnliche Positionen finden sich auch in der deutschsprachigen Barockliteratur. Vgl. dazu Voßkamp (1973). S. 15.

<sup>47</sup> Vgl. zu Justi die Studie von Ulrich Adam (2006) *The Political Economy of J.H.G. Justi*. Oxford u.a.: Peter Lang.

<sup>48</sup> Vgl. [Johann Heinrich Gottlob von Justi (1759/1760)] *Die Wirkungen und Folgen sowohl der wahren, als der falschen Staatskunst in der Geschichte des Psammitichus Königes von Egypten*. 2 Bde, Frankfurt/Leipzig 1759/60: Garben. Bd. 1. Unpaginierte Vorrede: „Sie [die Autoren guter Romane, C.M.] werden sich nicht einmal von der Wahrheit der Geschichte so weit entfernen, als Xenophon in der Cyropädie, die Verfasser des Telemachs, der Reisen und der Ruhe des Cyrus, und andre dergleichen berühmte Schriftsteller gethan haben.“

Könige Sethos von Egypten hat.“<sup>49</sup> Justi strebt einen neuen Typus von Erzählung an, der eigentlich nicht „Roman“ heißen solle.<sup>50</sup> Diese Ablehnung des Begriffs mag mit tradierten Vorurteilen gegen die Gattung zusammenhängen; darüber hinaus artikuliert sich in seiner Vorrede ein genereller Vorbehalt gegenüber dichterischer Fiktion, der auf den ersten Blick für die Jahre um 1760 anachronistisch erscheinen mag, der aber für das ‚hohe‘ Genre durchaus vorkommt. So hatte auch Terrasson, von dem sich Justi abgrenzen möchte, den Begriff des Romans für seinen *Séthos* nur eingeschränkt gelten lassen.

Während aber Terrasson kategorisch zwischen den Zuständigkeitsbereichen von Dichtung und Geschichtsschreibung trennt, setzt Justi den Roman in Analogie zur Historie. Für ihn ist die stets nachprüfbare historische Wahrheit das entscheidende Kriterium für einen guten Roman,<sup>51</sup> eben weil die moraldidaktische Wirkung eines Romans stärker ausfalle, wenn sich der Leser sicher sein könne, dass die dargestellten Ereignisse eine historische Entsprechung besäßen. Darüber hinaus führt Justi auch einen produktionsästhetischen Aspekt an: Die Historie sei ohnehin ein unerschöpfliches Reservoir von literarisch verwertbaren Exempeln. Da die „wahre Geschichte [...] voll von ausserordentlichen und erhabenen Thaten, von großen und bewundernswürdigen Tugenden, von vollkommenen Verdiensten und Eigenschaften, von edlen und rührenden Bildern, von schönen Empfindungen“ ebenso wie „von allen nur möglichen Lastern, Bosheiten, Unordnungen und Ausschweifungen“ sei,<sup>52</sup> finde man für jedes Vorhaben dort einen geeigneten Gegenstand. Somit sei es unnötig und zudem ein untrügliches Zeichen von Faulheit und Unbildung eines Autors, wenn dieser seinen Stoff frei erfinde:

Nur die Unwissenheit in der Geschichtskunde, oder die Furcht vor der Arbeit, die Geschichtschreiber nachzuschlagen, und mit einander zu vergleichen, kann also die Romanschreiber bewegen, daß sie die Handlungen und Begebenheiten, die sie vorstellen wollen, selbst erdichten; und dieser Fehler der Romanen scheint mir größer zu seyn, als alles, was viele Theologen und Moralisten darwider zu erinnern haben.<sup>53</sup>

Wenn Justi die Geschichte als Anhäufung von nützlichen Beispielen betrachtet, so folgt er damit überkommenen Vorstellungen. Allerdings ignoriert er die für die Tradition fundamentale aristotelische Trennung zwischen Dichter und Historiker

<sup>49</sup> Ebd.

<sup>50</sup> Vgl. ebd.: „Ich habe schon längst gewünschet, daß wir keine andern Romanen haben möchten, als die nach solchen Grundsätzen und Regeln geschrieben wären, die man aber alsdenn nicht Romanen nennen könnte, sondern die eine ganz andre Benennung verdienen würden. [...] Allein, ich habe endlich davor gehalten, daß die Eröffnung meiner Gedanken über diesen Gegenstand nicht so viel Wirkung haben würde, als wenn ich zugleich ein Beyspiel eines solchen Buches gäbe.“

<sup>51</sup> Für Justi kommen nur solche Romane überhaupt in Betracht, die, „indem sie den Leser vergnügen, auch zugleich denselben unterrichten, und seine Seele mit edlen Bildern erfüllen.“ (ebd.)

<sup>52</sup> Ebd.

<sup>53</sup> Ebd.

und nimmt damit eine eklatante Außenseiterposition ein.<sup>54</sup> Sie steht quer zu den Entwicklungen der aufgeklärten Romantheorie; auch Gottsched, dem Justi in vielerlei Hinsicht verpflichtet ist, spricht im Romankapitel der vierten Auflage seiner *Critischen Dichtkunst* (1751) ausdrücklich von der Wahrscheinlichkeit, die der Autor beachten müsse.<sup>55</sup> Diese meint jedoch selbstverständlich nicht die extreme Faktentreue, wie sie Justi anvisiert. Auch bei Gottsched dient der historische Stoff der Didaxe, allerdings gesteht er dem Literaten mehr Freiheit zu.<sup>56</sup>

Wie aber ist nun Justis Position zu werten? Man kann dem produktiven und vielseitig gebildeten Autor kaum unterstellen, ihm sei die Aristotelische Unterscheidung von Wahrheit und Wahrscheinlichkeit nicht bekannt.<sup>57</sup> Eher scheint plausibel, dass er diese Argumente nutzt, um sein Erzählen vom dem thematisch verwandten *Séthos* abzugrenzen. Die Romantheorie der *Psammitichus*-Vorrede erscheint somit weniger durch generelle literarische Konzepte motiviert, als vielmehr durch die Konkurrenzsituation zu dem älteren, durchaus populären Text. Das zeigt sich auch in einem bezeichnenden Detail: Herodot – Justis Hauptquelle – schreibt Psammitichus zu, er habe Rhodope, eine „Griechische Buhldirne“,<sup>58</sup> geheiratet, „deren Schuh ein Adler entwendet hat, und dem Psammitichus in den Schooß fallen lassen“.<sup>59</sup> In der Vorrede zum zweiten Band seines Romans – geschrieben um den möglichen Vorwurf zu entkräften, dass er „von der wahren Geschichte allzuweit abwicke“<sup>60</sup> – thematisiert Justi dieses Problem:

Ich gestehe gern, daß ich mich nicht entschließen konnte, in meinem Werke dem Psammitichus einen solchen Fehltritt begehen, und denselben die allergrößte Buhldirne heirathen zu lassen, die mir desto schändlicher schien, je reicher sie gewesen ist. Ich würde auch Grund gehabt haben, solches nicht zu tun, wenn auch die Wahrheit der Geschichte nicht dem geringsten Zweifel unterworfen gewesen wäre. Denn da ich hier die Absicht habe, den Psammitichus als ein vortreffliches und reizendes Muster vorzustellen; so war diese Begebenheit mit meinem Endzweck gar nicht verträglich; und wenn auch diese Heirath nach denen damaligen Egyptischen Sitten gar keinen Vorwurf nach sich gezogen

<sup>54</sup> Vgl. Philip Ajouri (2013) „Probleme der Empirisierung einer Gattung. Zum Erwartungshorizont und der sozialen Funktion des politischen Romans im 18. Jahrhundert“ *Empirie in der Literaturwissenschaft*. Hgg. Philip Ajouri/Katja Mellmann/Christoph Rau. Paderborn: Mentis. S. 283–305, hier S. 293.

<sup>55</sup> Vgl. Johann Christoph Gottsched (1962) *Versuch einer critischen Dichtkunst*. Unveränderter photomechanischer Nachdruck der 4., vermehrten Auflage, Leipzig 1751. Darmstadt 1962. S. 527: „[D]enn wenn man dergestalt einen bekannten Helden hat, dessen Begebenheiten mit andern Geschichten seiner Zeiten in eine Verbindung kommen: so erlangt der Roman einen weit größern Grad der Wahrscheinlichkeit, als wenn man lauter erdichtete Namen nennet.“ In diesem Zusammenhang lobt Gottsched ausdrücklich den *Séthos* (vgl. ebd., S. 526).

<sup>56</sup> Vgl. hingegen Beatrice Rösch-Wanner (1993) *J.H.G. von Justi als Literat*. Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang. S. 136: „Justis [!] Forderung nach getreuer Wiedergabe der historischen Ereignisse stimmt also mit entsprechenden Äußerungen Gottscheds überein.“

<sup>57</sup> So Ajouri (2013). S. 293.

<sup>58</sup> Justi (1759/1760). Bd. 2. Unpaginierte Vorrede.

<sup>59</sup> Ebd.

<sup>60</sup> Ebd.

hätte; so mußte ich doch hier auf unsre Sitten sehen, und davor Ehrerbietung haben; weil es unsre Zeiten sind, denen ich den Psammitichus zum Vorbilde vorstelle.<sup>61</sup>

Erstaunlich ist Justis Eingeständnis, er würde den Konflikt zwischen antiker Quelle und moderner Wirkintention auf jeden Fall dadurch gelöst haben, dass er sich von der Vorlage entfernt hätte. Allerdings bietet auch die Überlieferung einen Ausweg und entlastet mithin einen Autor, der auf Quellentreue größten Wert legt: „Jedoch ein anderer Geschichtschreiber, Athenäus, zeigte mir endlich einen Weg, auf eine bessere Art aus der Sache zu kommen. Er versichert, daß sich Herodot geirret, und zwey Persohnen verwechselt habe“;<sup>62</sup> auch die Chronologie spreche dafür.<sup>63</sup> Mit diesem Verfahren ist Justi auf einmal nahe an Madeleine de Scudéry und Jean Terrasson; es zeigt sich eindrücklich, dass auch sein Beharren auf historischer Exaktheit im Zweifelsfall dem *prodesse* untergeordnet ist – er nutzt also die Freiheiten der Fiktionalität.

#### IV. Die Historisierung von Fiktionalitätskonzepten in Christoph Martin Wielands Geschichte des Agathon

Auch in Christoph Martin Wielands *Geschichte des Agathon* (1766/67) nimmt die Herausgeberfiktion eine prominente Rolle ein.<sup>64</sup> Doch während Terrasson und Justi trotz aller Differenzen die grundlegende Konstruktion unangetastet ließen und ihre Vorreden dazu nutzten, um die Authentizität des Gehalts ihrer Romane zu behaupten und zu beglaubigen, wird dem Leser des Vorberichts der *Geschichte des Agathon* unterstellt, er könne unmöglich an die Existenz eines griechischen Manuskripts glauben:

Der Herausgeber der gegenwärtigen Geschichte siehet so wenig Wahrscheinlichkeit vor sich, das Publicum überreden zu können, daß sie in der Tat aus einem alten Griechischen Manuskript gezogen sei; daß er am besten zu tun glaubt, über diesen Punkt gar nichts zu sagen, und dem Leser zu überlassen, davon zu denken, was er will.<sup>65</sup>

Der fiktive Herausgeber distanziert sich also gleich zu Beginn von dem Text, den er herausgibt; der „Vorbericht“ rückt „die Bedeutung der Fiktionalität in den Blick.“<sup>66</sup> Allerdings thematisieren dann etliche Schlüsselstellen des Romans gerade die Spannung zwischen dem Gehalt des alten Manuskripts, dessen Existenz hier in

<sup>61</sup> Ebd.

<sup>62</sup> Ebd.

<sup>63</sup> Vgl. ebd.

<sup>64</sup> Vgl. Uwe Wirth (2008) *Die Geburt des Autors aus dem Geist der Herausgeberfiktion. Editoriale Rabmung im Roman um 1800: Wieland, Goethe, Brentano, Jean Paul und E.T.A. Hoffmann*. München: Fink. S. 191–231.

<sup>65</sup> Christoph Martin Wieland (1986) *Geschichte des Agathon*. Hg. Klaus Manger. Frankfurt am Main: Deutscher Klassiker Verlag. S. 11.

<sup>66</sup> Walter Erhart (1991) *Entzweigung und Selbstaufklärung. Christoph Martin Wielands „Agathon“-Projekt*. Tübingen: Niemeyer. S. 87.

Frage gestellt wurde, und den Ansprüchen eines modernen Lesepublikums auf Plausibilität.<sup>67</sup> Das dialogische Verhältnis zwischen modernem Herausgeber und antikem Text wird somit als Inszenierung transparent: Wenn nämlich die Aussagen der Vorrede nahelegen, dass ein einziger Urheber für Paratexte und Text verantwortlich ist,<sup>68</sup> erscheinen die entsprechenden Passagen als metafiktionales Spiel. Es zielt auf grundsätzliche Fragen ab, die nicht nur für die *Geschichte des Agathon* relevant sind, sondern auch die Funktion und Legitimation dichterischer Fiktion jenseits von ‚historischer‘ Wahrheit berühren. Der Roman leistet zudem einen Beitrag zur Historisierung von Gattungs- und Fiktionalitätskonzepten, indem er das Verhältnis von historischer Faktentreue und Fiktion erneut diskutiert, dabei aber den Fokus von inhaltlichen auf strukturelle Aspekte des Erzählens verschiebt.

\*

Wielands Roman verweist immer wieder auf die Fiktionalität seiner Handlung. Bereits der Vorbericht lässt keinen Zweifel daran, dass sich die dargestellten Ereignisse nur bedingt auf außerliterarische oder historische Realitäten beziehen. Wichtiger sei, so das dort ausgeführte Erzählprogramm, die Wahrscheinlichkeit von Figuren und Handlung. Diese „Wahrheit“ sei daran messbar, „daß alles mit dem Lauf der Welt übereinstimme“,<sup>69</sup> dass die Figuren „aus dem unerschöpflichen Vorrat der Natur selbst hergenommen“ seien.<sup>70</sup> Zwar sollten auch die historischen Umstände akkurat erzählt werden,<sup>71</sup> weil nur so wahrscheinliches Erzählen möglich sei, allerdings ist klar, dass die menschliche Natur und nicht mehr die Geschichte als Hauptbezugspunkt fungiert. In diesem Zusammenhang geht es auch um die Plausibilität der Handlung, die durch die kausale Verknüpfung der Ereignisse gewährleistet werde: „Diese Wahrheit allein kann Werke von dieser Art nützlich machen“.<sup>72</sup>

<sup>67</sup> Das geht sogar bis zur Beschreibung der Materialität des von Ratten zernagten Pergaments: Vgl. Wieland (1986). S. 493: „Aber unglücklicher Weise, befindet sich das Manuskript an diesem Ort halb von Ratten aufgefressen; und die andre Hälfte ist durch Feuchtigkeit so übel zugerichtet worden, daß es leichter wäre, aus den Blättern der Cumäischen Sibylle, als aus den Bruchstücken von Wörtern, Sätzen und Perioden, welche noch übrig sind, etwas Zusammenhängendes herauszubringen.“

<sup>68</sup> Vgl. Wirth (2008). S. 217: „Der Verfasser des Vorberichts stellt sich als fingierter Herausgeber vor, der sich zugleich als Quasi-Autor ins Spiel bringt, wenn er zu verstehen gibt, die von ihm herausgegebene Geschichte sei auch von ihm selbst gedichtet worden.“

<sup>69</sup> Wieland (1986). S. 11.

<sup>70</sup> Ebd.

<sup>71</sup> Vgl. ebd., S. 11 f.

<sup>72</sup> Ebd., 12. – Vgl. zum Experiment-Charakter des Romans die Studie von Horst Thomé (1978) *Roman und Naturwissenschaft. Eine Studie zur Vorgeschichte der deutschen Klassik*. Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang; ergänzend dazu die Ausführungen von Andreas Seidler (2009) „Die experimentelle Struktur von Ch. M. Wielands *Geschichte des Agathon*. Zur Koevolution von Naturwissenschaft und Literatur im 18. Jahrhundert“. „*Es ist nun einmal zum*

Wenn nun der Vorbericht Plausibilität statt Faktizität etabliert, so führt dies zu einer spannungsvollen Konstellation. Wieland zielt damit keineswegs auf erzählerischen ‚Realismus‘ ab, vielmehr geht es darum, einen exemplarischen Helden durch verschiedene Situationen der Bewährung zu schicken. Diese Proben werden in einem Roman erzählt, dessen Anlage dem Heliodorischen Schema folgt; Paradigma ist der spätantike Liebes- und Abenteuerroman, in dessen Erzählwelten bereits das erste Buch des *Agathon* führt.<sup>73</sup> Die Figuren selbst reflektieren diesen Umstand, wenn sie erklären: „Sie beklagten itzt bei sich selbst, daß sie, nach dem Beispiel der Liebhaber in den Romanen, eine so günstige Zeit mit unnötigen Erzählungen verloren, da sie doch voraus sehen konnten, daß ihnen künftig wenig Gelegenheit würde gegeben werden, sich zu besprechen.“<sup>74</sup>

Das Heliodorische Schema stellt den Kunstcharakter des Erzählens deutlich aus. Indem Wieland auf dieses Modell zurückgreift, stellt er sich nicht nur in die Tradition Heliodors und des antiken Epos, sondern auch in die Nachfolge barocken Erzählens, insbesondere des höfisch-historischen Romans.<sup>75</sup> Dort war das Heliodorische Schema bekanntlich geschichtsphilosophisch aufgeladen; Verfassen und Lesen von Romanen bedeutete den Nachvollzug einer providentiellen Ordnung. So schreibt Leibniz 1713 an Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, „niemand ahme[] unsern Herrn beßer nach als ein Erfinder von einem schönen Roman“.<sup>76</sup>

Auf den ersten Blick gilt dieses Moment der Ordnungstiftung auch für Wieland: Schließlich gelangt Agathon am Ende nach Tarent in den Herrschaftsbereich des weisen Archytas, findet Psyche wieder, entdeckt, dass sie seine Schwester ist, und trifft auf die geläuterte Danae. Allerdings gelingt in der *Geschichte des Agathon* die Vermittlung der Gegensätze nicht mehr – es besteht also ein signifikanter Bruch zwischen dem anfangs geäußerten Ziel des Romans und dem veröhnlichen Ende, das psychologisch unrealistisch bleiben muss. Die Grundspannung des Romans resultiert ja gerade aus der Gegenüberstellung von teleologischem Modell des Erzählens *à la* Heliodor mit einem experimentellen In-

---

*Versuch gekommen“.* *Experiment und Literatur I: 1580–1790*. Hgg. Michael Gamper/Martina Wernli/Jörg Zimmer. Göttingen: Wallstein. S. 438–453.

<sup>73</sup> Vgl. einfürend Renate Johne (1986) „Wieland und der antike Roman“. Christoph Martin Wieland und die Antike. Eine Aufsatzsammlung. Hg. Max Kunze. Stendal: Winckelmann-Gesellschaft. S. 45–54.

<sup>74</sup> Wieland (1986). S. 36.

<sup>75</sup> Vgl. Werner Frick (1988) *Providenz und Kontingenz. Untersuchungen zur Schicksalssemantik im deutschen und europäischen Roman des 17. und 18. Jahrhunderts*. 2 Bde. Tübingen: Niemeyer. Bd. 2. S. 383–495, hier S. 442: „[O]ffenkundig sucht Wielands Erzählen den rückwärtigen Anschluß an die Tradition jenes metaphysisch beglaubigten hohen barocken Geschichtsromans, in dessen kontingenter Fabel sich, hinter dem Rücken der Subjekte und auf empirisch nicht überprüfbare Weise, eine göttliche Ordnung ereignete und vollzog.“

<sup>76</sup> Zitiert nach Voßkamp (1973). S. 16.

halt;<sup>77</sup> die Probe, ob und wie sich Tugend und Weisheit vermitteln lassen, wird an einem Helden durchgeführt, der eben nicht den unanfechtbaren Tugendhelden des höfisch-historischen Romans entspricht. Die in der Vorrede reklamierte Kausalität gerät mit der teleologischen Struktur in einen letztlich unauflösbaren Konflikt. Mögliche Konsequenzen aus diesem Dilemma wären entweder die Auflösung der Heliodorischen Form oder aber die Akzeptanz von Unwahrscheinlichkeiten. Die *Geschichte des Agathon* entscheidet sich für die zweite Variante, reflektiert sie und macht sie ästhetisch fruchtbar. In diesem Zusammenhang kommt dem dialogischen Verhältnis von fiktivem Herausgeber und dem Autor des griechischen Manuskripts eine besondere Bedeutung zu.<sup>78</sup>

So beginnt das elfte Buch des Romans, das Agathon am Tiefpunkt seines Lebenswegs im Gefängnis von Syrakus zeigt, mit einer „Apologie des griechischen Autors“,<sup>79</sup> der entgegen aller Wahrscheinlichkeit die Geschichte zu einem positiven Ende führt.<sup>80</sup> Der Autor schein, so der fiktive Herausgeber, „ein wenig in das Land der Ideen, der Wunder, der Begebenheiten, welche gerade so ausfallen, wie man sie hätte wünschen können, und um alles auf einmal zu sagen, in das Land der schönen Seelen, und der utopischen Republiken verirret zu sein.“<sup>81</sup> Diese eigentlich wenig plausible Wendung der Erzählung sei auf zwei Gründe zurückzuführen: Zunächst habe der griechische Autor seinem vorgegebenen Ziel folgen wollen, am Beispiel des Agathon von der Vereinigung von Tugend und Glück zu erzählen.<sup>82</sup> Jenseits dieser Teleologie um der Teleologie willen resultieren die Unwahrscheinlichkeiten des harmonisierenden Romanschlusses für den fiktiven Herausgeber aus dem ethischen Anliegen des griechischen Autors, der es schlechterdings nicht übers Herz gebracht habe, seinen Helden leiden zu lassen – eine Position, die übrigens Wielands Selbstverständnis als Autor bemerkens-

<sup>77</sup> Vgl. Frick (1988). S. 394: „Wielands optimistisches Vor-Urteil, die Synthese von Moral- und Realitätsprinzip werde sich mit erzählerischen Mitteln als möglich demonstrieren lassen, [wird] zur Kardinalursache seiner ästhetischen Dilemmata.“

<sup>78</sup> Vgl. Wirth (2008). S. 217 f.: „Die Verantwortung für [...] die gewaltsame Finalisierung des Erzähldiskurses obliegt eindeutig dem griechischen Autor. Er ist als narrative Instanz für die wahrscheinliche kausale Verknüpfung der Ereignisse im Rahmen der Geschichte zuständig.“

<sup>79</sup> Vgl. Wieland (1986). S. 512–517.

<sup>80</sup> Vgl. Ellis Shookman (1997) *Noble Lies, Slant Truths, Necessary Angels: Aspects of Fictionality in the Novels of Christoph Martin Wieland*. Chapel Hill/London: University of North Carolina Press. S. 62: „The problem is that Agathon’s disillusionment does not warrant such a rosy outcome. He has grown older and wiser, but only at the expense of ideals like those embodied by Archytas.“

<sup>81</sup> Wieland (1986). S. 512.

<sup>82</sup> Vgl. ebd., S. 513 f.: „Er wollte in seinem Helden, dessen Jugend und erste Auftritte in der Welt so große Hoffnungen erweckt hatten, nachdem er ihn durch so viele verschiedene Umstände geführt, als er für nötig hielt seine Tugend zu prüfen, zu läutern und zu der gehörigen Consistenz zu bringen, am Ende einen so weisen und tugendhaften Mann darstellen, als man nur immer unter der Sonne zu sehen wünschten, oder nach Gestalt der Sachen, erwarten könnte.“

wert nahe kommt.<sup>83</sup> Resultat dieser Selbstbeschränkung sei eine brüchige Behelfskonstruktion:

Da, sage ich, dieses seine Absicht war, so blieb ihm freilich kein anderer Weg übrig, als seinen Helden in diesen Zusammenhang glücklicher Umstände zu setzen, in welchen er sich nun bald, zu seinem eigenen Erstaunen, befinden wird. Freilich ist ein solcher Zusammenfluß glücklicher Umstände allzuselten, um wahrscheinlich zu sein. Aber wie soll sich ein armer Autor helfen, der (alles wohl überlegt) nur ein einziges Mittel vor sich sieht, aus der Sache zu kommen, und dieses ein gewagtes? Man hilft sich wie man kann, und wenn es auch durch einen Sprung aus dem Fenster sein sollte.<sup>84</sup>

Das versöhnliche Ende in Tarent wird so einerseits mit dem Makel der Unwahrscheinlichkeit belegt, andererseits ethisch aufgewertet als Produkt redlicher Gesinnung – einer Gesinnung allerdings, die in der Realität keinen Platz findet. Der philosophische Gehalt des Textes ist mit der von Wieland gewählten Form nicht plausibel zu vermitteln; es gibt für Wieland kein ästhetisch befriedigendes Strukturmodell, das diese Diskrepanz abbilden könnte. Die Unwahrscheinlichkeit erscheint hier nicht nur als Überschuss traditioneller Formen, sondern als Ausdruck eines philosophischen Dilemmas. Darüber hinaus schärft sie den Blick für die historische Bedingtheit von Erzählmodellen.

Dieses Thema ist in den Paratexten stets präsent: So diskutiert die Abhandlung *Über das Historische im Agathon*, die erstmals 1773 in Verbindung mit der zweiten Fassung des Romans erschien, den Typus des philosophischen Romans in Kontrast zu moderner (Fielding) und antiker Literatur (Xenophon).<sup>85</sup> Ausgehend von der Beobachtung, die antike Einkleidung lege die Vermutung nahe, im Zentrum seines philosophischen Romans stehe das idealisierte Portrait eines musterhaften Individuums, diskutiert Wieland grundsätzliche Fragen plausibler Charakterzeichnung und nicht zuletzt Funktionen der Fiktion. Als antiker Bezugstext dient ihm Xenophons *Kyrupädie*, also eine fiktive Biographie eines Musterherrschers.<sup>86</sup> Xenophon – für Wieland bekanntlich eine wesentliche Bezugsgröße<sup>87</sup> – beschreibt dort die Erziehung des persischen Königs zum idealen Herrscher.

Xenophon hatte (wenn wir einem Kenner von großem Ansehen glauben dürfen) die Absicht, in seinem Cyrus das Ideal eines vollkommenen Regenten aufzustellen, in welchem die Tugenden des besten Fürsten mit den angenehmsten Eigenschaften des lebenswür-

<sup>83</sup> Vgl. dazu Erhart (1991), S. 164 f.

<sup>84</sup> Wieland (1986), S. 516.

<sup>85</sup> Vgl. „Über das Historische im Agathon“. In: Wieland (1986), S. 573–585. – In Anlehnung an Erhart scheint mir eine Einordnung des *Agathon* in diesen gemeineuropäischen Kontexten sinnvoller als die Konstruktion einer deutschen Bildungsroman-Tradition, die hier ihren Anfang nehmen soll. Vgl. Erhart (1991), S. 94–98.

<sup>86</sup> Vgl. zu Xenophons *Kyrupädie* die Studie von Christian Mueller-Goldingen (1995) *Untersuchungen zu Xenophons Kyrupädie*. Stuttgart/Leipzig: Teubner; die *Kyrupädie* im Kontext der Romanliteratur diskutiert Bernhard Zimmermann (1989) „Roman und Enkomion – Xenophons ‚Erziehung des Kyros‘“. *Würzburger Jahrbücher* N.F. 15. 97–105.

<sup>87</sup> Vgl. zu Wielands produktiver Xenophon-Rezeption die Darstellung von Hans Herchner (1892/1896) *Die Cyropädie in Wielands Werken*. 2 Teile. Berlin: Gaertner.

digsten Mannes vereinigt sein sollten; oder, wie ein späterer Schriftsteller sagt, es war ihm weniger darum zu tun, den Cyrus zu schildern, wie er *gewesen war*, als wie er hätte *sein sollen*, um als König ein *Sokratischer Καλος και αγαθος* zu sein.<sup>88</sup>

Literatur als Darstellung des Ideals – wenig überraschend distanziert sich Wieland hiervon, allerdings nicht vollständig: Er habe in seinem Helden nicht einfach nur „ein Bild sittlicher Vollkommenheit [...] entwerfen“ wollen,<sup>89</sup> sondern ihn unter gleichsam ‚realen‘ Bedingungen erproben wollen. Diese bereits im Vorbericht ausgeführte Experimentstruktur verbürge aber die Gültigkeit des Erzählten, eben seine Wahrheit: „Und aus diesem Gesichtspunkte hoffet der Verfasser von den Kennern der menschlichen Natur das Zeugnis zu erhalten, daß sein Buch (ob es gleich in einem andern Sinn unter die Werke der Einbildungskraft gehört) des *Namens einer Geschichte* nicht unwürdig sei.“<sup>90</sup>

Das verweist wiederum auf metafiktionale Aussagen im Roman. Angesichts von Agathons Verführbarkeit durch die schöne Danae, die den Leser befremden könne, wägt der Erzähler die Vor- und Nachteile von Dichtung und Geschichtsschreibung ab.<sup>91</sup> Der „Vorteil eines Romanendichters“ bestehe darin,<sup>92</sup> dass er die „volle Freiheit [habe], die Natur selbst umzuschaffen, und, als ein andrer Prometheus, den geschmeidigen Ton, aus welchem er seine Halbgötter und Halbgöttinnen bildet, zu gestalten, wie es ihm beliebt“.<sup>93</sup> Der „arme Geschichtschreiber“ müsse hingegen „der vor ihm hergehenden Wahrheit“ folgen und in seinen Erzählungen dem Kausalitätsprinzip folgen, also „die Wirkungen so anzugeben, wie sie vermöge der unveränderlichen Gesetze der Natur aus ihren Ursachen herfließen“.<sup>94</sup> Eben deshalb sei es unmöglich, an dieser Stelle der Erzählung den Protagonisten der Verführung der schönen Danae entkommen zu lassen, weil „diese einzige poetische Freiheit“ dazu führen würde, „in der Folge seiner Begebenheiten so viele andre Veränderungen vorzunehmen, daß die Geschichte Agathons wirklich die Natur einer Geschichte verloren hätte, und zur Legende irgend eines moralischen Don Esplandians geworden wäre“.<sup>95</sup> Es handle sich beim *Agathon* eben nicht um einen Roman, sondern um eine „Geschichte“, die ihre Legitimation aus ihrer internen Erzähllogik gewinnt, nicht mehr aus der Etablierung bewunderungswürdiger Tugendheroen.

Wieland entwickelt also sein Konzept von Fiktionalität in Auseinandersetzung mit überkommenen Erzählformen. Er geht von der historischen Variabilität von

<sup>88</sup> Wieland (1986). S. 573. Bei den erwähnten Autoren handelt es sich um Ausonius und Cicero.

<sup>89</sup> Ebd.

<sup>90</sup> Ebd., S. 574

<sup>91</sup> Vgl. ebd., S. 158–165 (Kapitel V.8).

<sup>92</sup> Ebd., S. 159.

<sup>93</sup> Ebd. – Die Bezeichnung des Autors als „andrer Prometheus“ verweist auf Wielands Shaftesbury-Lektüre.

<sup>94</sup> Ebd.

<sup>95</sup> Ebd., S. 163.

Gattungs- und Fiktionalitätskonzepten aus; dieser Befund ist wiederum Gegenstand von metafiktionalen Passagen des *Agathon*. Trotz allen Beharrens auf historischer Plausibilität ist für Wieland die historische Faktizität nurmehr Beiwerk, ein Element, das die für sein Konzept zentrale psychologische und anthropologische Wahrscheinlichkeit unterstützen soll. Der Romanautor legitimiert sich nicht mehr über seine inhaltliche Nähe zur Historie, wohl aber durch seine strukturelle Anlehnung an Verfahren der pragmatischen Geschichtsschreibung:<sup>96</sup> Es geht also um Erzählverfahren, nicht mehr um Inhalte.<sup>97</sup>

\*

Dieses ironische Spiel mit der Tradition, die in der Erzählung erst als Gegenstand der Abgrenzung konstruiert werden muss, hat mehrere fiktionstheoretische Implikationen. So etabliert Wielands Roman mehrere, zum Teil divergierende Autorbilder – „Geschichtschreiber“ oder „Romanenschreiber“ – und problematisiert und historisiert zu guter Letzt den Romanbegriff selbst.<sup>98</sup> Im Raum stehen also unterschiedliche Arten fiktionaler Narration, die auf ihre Gültigkeit hin befragt werden. Dabei ist bemerkenswert, dass die *Geschichte des Agathon* vor absoluten Setzungen haltmacht und stattdessen diverse Fiktionalitätskonzepte in ihrer historischen Situierung diskutiert. Im Spiel mit intertextuellen Verweisen scheint immer wieder das Bewusstsein auf, dass bestimmte philosophisch-weltanschauliche oder historische Gemengelage je eigener Erzählformen bedürfen. Von einer völligen Emanzipation der Fiktion von der Historie kann in Wielands *Geschichte des Agathon* noch keine Rede sein, wohl aber von einer zunehmenden Distanzierung und einem immer ironischeren Umgang mit Erzähltraditionen und Genrekonventionen.

## Literatur

### Quellen

[„Rezension von: Johann Michael von Loen: Der Redliche Mann am Hofe.“] *Göttingische Zeitungen von Gelehrten Sachen auf das Jahr MDCCXL*. 72. Stück. S. 632.  
Aristoteles (2001) *Poetik*. Griechisch/Deutsch. Übersetzt und hg. von Manfred Fuhrmann. Stuttgart: Reclam.

<sup>96</sup> Vgl. zu Wielands *Geschichte des Agathon* im Kontext des pragmatischen Erzählens die Studie von Daniel Fulda (1996) *Wissenschaft aus Kunst. Die Entstehung der modernen deutschen Geschichtsschreibung 1760–1860*. Berlin/New York: de Gruyter. S. 121–129.

<sup>97</sup> Vgl. ebd., S. 127: „Wieland vervollständigt zwar den ‚plot‘, den eine sinnvolle Geschichte braucht [...], doch die Art und Weise, in der er dies tut, führt zugleich und vor allem das ‚Künstliche‘ und die Motivation dieser Operation vor.“

<sup>98</sup> Vgl. Wieland (1986). S. 517.

- Bucholtz, Andreas Heinrich (1982) *Der christlichen königlichen Fürsten Herkuliskus und Herkuladisa, auch ihrer hochfürstlichen Gesellschaft anmübtige Wunder-Geschichte*. Faksimile-Druck der Ausgabe von 1665. Hg. und eingeleitet von Ulrich Maché. 2 Bde. Bern u.a.: Peter Lang.
- Gottsched, Johann Christoph (1962) *Versuch einer critischen Dichtkunst*. Unveränderter photomechanischer Nachdruck der 4., vermehrten Auflage, Leipzig 1751. Darmstadt 1962.
- [Haller, Albrecht von (1771)] *Usong. Eine Morgenländische Geschichte, in vier Büchern*. Durch den Verfasser des Versuches Schweizerischer Gedichte. Bern: Verlag der neuen Buchhandlung.
- Haller, Albrecht von (1778) *Usong. Eine Morgenländische Geschichte, in vier Büchern*. Neueste verbesserte Auflage. Mit Kupfern. Bern: Typographische Gesellschaft.
- Hunold, Christian Friedrich (1978) *Der europaischen Höfe Liebes- und Helden-Geschichte*. Faksimiledruck nach der Ausgabe von 1705. Hg. und eingeleitet von Hans Wagener. 2 Bde. Bern u.a.: Peter Lang.
- [Justi, Johann Heinrich Gottlob von (1759/1760)] *Die Wirkungen und Folgen sowohl der wahren, als der falschen Staatskunst in der Geschichte des Psammitichus Königes von Egypten*. 2 Bde. Frankfurt/Leipzig 1759/60: Garben.
- Knigge, Adolph Freiherr (1978) „Etwas über Romane und andre Zweige der schönen Literatur“. Ders.: *Sämtliche Werke*. Hg. Paul Raabe. Nendeln: KTO Press. Bd. 19. S. [342]–[355].
- [Loen, Johann Michael von] *Der Redliche Mann am Hofe; Oder die Begebenheiten Des Grafens von Rivera. In einer auf den heutigen Zustand der Welt gerichteten Lehr- und Staats-Geschichte. Vorgestellet von Dem Herrn von \*\*\**. Faksimiledruck nach der Ausgabe von 1742. Stuttgart 1966.
- [Scudéry, Madeleine de (1656)] „Au Lecteur“. Dies. *Artamène, ou Le grand Cyrus*. Bd. 1 Paris: Courbé. S. 1–4.
- [Terrasson, Jean (1777)] *Geschichte des egyptischen Königes Sethos*. Aus dem Französischen übersetzt von Matthias Claudius. 2 Teile. Breslau: Löwe.
- Wedel, Benjamin (1731) „Schlüssel zum Roman der Europäischen Höfe“. In: Ders.: *Gebeime Nachrichten und Briefe von Herrn Menantes Leben und Schrifften*. Köln: Oelschner. S. 177–184.
- Wieland, Christoph Martin (1986) *Geschichte des Agathon*. Hg. Klaus Manger. Frankfurt am Main: Deutscher Klassiker Verlag.

### Darstellungen

- Adam, Ulrich (2006) *The Political Economy of J.H.G. Justi*. Oxford u.a.: Peter Lang.
- Ajouri, Philip (2013) „Probleme der Empirisierung einer Gattung. Zum Erwartungshorizont und der sozialen Funktion des politischen Romans im 18. Jahrhundert“. *Empirie in der Literaturwissenschaft*. Hgg. Philip Ajouri/Katja Mellmann/Christoph Rauen. Paderborn: Mentis. S. 283–305.

- Borgstedt, Thomas/Andreas Solbach, Hgg. (2001) *Der galante Diskurs. Kommunikationsideal und Epochenschwelle*. Dresden: Thelem.
- Erhart, Walter (1991) *Entzweiung und Selbstaufklärung. Christoph Martin Wielands „Agathon“-Projekt*. Tübingen: Niemeyer.
- Franzen, Johannes (2014) „Indiskrete Fiktionen. Schlüsselromanskandale und die Rolle des Autors“. *Skandalautoren Bd. 1. Zu repräsentativen Mustern literarischer Provokation und Aufsehen erregender Autorinszenierung*. Hgg. Andrea Bartl/Martin Kraus. Würzburg: Königshausen & Neumann. S. 67–92.
- Frick, Werner (1988) *Providenz und Kontingenz. Untersuchungen zur Schicksalssemantik im deutschen und europäischen Roman des 17. und 18. Jahrhunderts*. 2 Bde. Tübingen: Niemeyer.
- Fulda, Daniel (1996) *Wissenschaft aus Kunst. Die Entstehung der modernen deutschen Geschichtsschreibung 1760–1860*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Gelzer, Florian (2007) *Konversation, Galanterie und Abenteuer. Romaneskes Erzählen zwischen Thomasius und Wieland*. Tübingen: de Gruyter.
- Herchner, Hans (1892/1896) *Die Cyropädie in Wielands Werken*. 2 Teile. Berlin: Gaertner.
- Johne, Renate (1986) „Wieland und der antike Roman“. *Christoph Martin Wieland und die Antike. Eine Aufsatzsammlung*. Hg. Max Kunze. Stendal: Winkelmann-Gesellschaft. S. 45–54.
- Köppe, Tilmann (2014) „Fiktionalität in der Neuzeit“. *Fiktionalität. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Hgg. Tobias Klauk/Tilmann Köppe. Berlin/Boston: de Gruyter. S. 419–439.
- Koselleck, Reinhart (1979) „Historia Magistra Vitae. Über die Auflösung des Topos im Horizont neuzeitlich bewegter Geschichte“. Ders.: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. S. 38–66.
- Kundert, Ursula (2004) „Ist Fiktion Lüge? Lügenvorwurf in fiktionalem Gewand in Gotthard Heideggers *Mythoscopia Romantica* (1698)“. *Text und Wahrheit. Ergebnisse der interdisziplinären Tagung „Fakten und Fiktionen“ der Philosophischen Fakultät der Universität Mannheim, 28.–30. November 2002*. Hg. Katja Bär. Frankfurt a. M. u.a.: Peter Lang. S. 51–62.
- Lämmert, Eberhard u.a., Hgg. (1971). *Romantheorie*. Bd. 1: 1620–1880. Köln/Berlin: Kiepenheuer & Witsch.
- Mueller-Goldingen, Christian (1995) *Untersuchungen zu Xenophons Kyrupädie*. Stuttgart/Leipzig: Teubner.
- Nicolai-Haas, Rosemarie (1979) „Der erste deutsche Geheimbundroman“. *Geheime Gesellschaften*. Hg. Peter Christian Ludz. S. 267–292.
- Paige, Nicholas D. (2010) *Before Fiction. The Ancien Régime of the Novel*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- Reichert, Karl (1966) „Nachwort“ [Johann Michael von Loen.] *Der Redliche Mann am Hofe; Oder die Begebenheiten Des Grafens von Rivera. In einer auf den heutigen Zu-*

- stand der Welt gerichteten Lehr- und Staats-Geschichte. Vorge stellt von Dem Herrn von \*\*\*. Faksimiledruck nach der Ausgabe von 1742. Stuttgart 1966. S. 1\*–17\*.*
- Rösch, Gertrud Maria (2004) *Clavis Scientiae. Studien zum Verhältnis von Faktizität und Fiktionalität am Fall der Schlüsselliteratur*. Tübingen: Niemeyer.
- Rösch-Wanner, Beatrice (1993) *J.H.G. von Justi als Literat*. Frankfurt am Main: Peter Lang.
- Rose, Dirk (2009) „Galanter Roman und klassische Tragödie. Hunolds *Europäische Höfe* und Schillers *Prinzessin von Zelle* im gattungsgeschichtlichen Kontext“. *Aufklärung und Weimarer Klassik im Dialog*. Hgg. André Rudolph/Ernst Stöckmann. Tübingen: Niemeyer. S. 1–27.
- (2012) *Conduite und Text. Paradigmen eines galanten Literaturmodells im Werk von Christian Friedrich Hunold (Menantes)*. Berlin/Boston: de Gruyter.
- Schäfer, Walter E. (1965) „Hinweg nun Amadis und deinesgleichen Grillen! Die Polemik gegen den Roman im 17. Jahrhundert“ *Germanisch-Romanische Monatsschrift* NF 15. S. 366–384.
- Seidler, Andreas (2009) „Die experimentelle Struktur von Ch. M. Wielands *Geschichte des Agathon*. Zur Koevolution von Naturwissenschaft und Literatur im 18. Jahrhundert“. „*Es ist nun einmal zum Versuch gekommen*“. *Experiment und Literatur I: 1580–1790*. Hgg. Michael Gamper/Martina Wernli/Jörg Zimmer. Göttingen: Wallstein. S. 438–453.
- Shookman, Ellis (1997) *Noble Lies, Slant Truths, Necessary Angels: Aspects of Fictionality in the Novels of Christoph Martin Wieland*. Chapel Hill/London: University of North Carolina Press.
- Siegl-Mocavini, Susanne (1999) *John Barclays „Argenis“ und ihr staats-theoretischer Kontext. Untersuchungen zum politischen Denken der Frühen Neuzeit*. Tübingen: Niemeyer.
- Singer, Herbert (1955) „Die Prinzessin von Ahlden. Verwandlungen einer höfischen Sensation in der Literatur des 18. Jahrhunderts“. *Euphorion* 49. S. 305–343.
- (1963) *Der deutsche Roman zwischen Barock und Rokoko*. Köln/Graz: Böhlau.
- Stauffer, Hermann (1996) *Erfindung und Kritik. Rhetorik im Zeichen der Frühaufklärung bei Gottsched und seinen Zeitgenossen*. Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang.
- Thomé, Horst (1978) *Roman und Naturwissenschaft. Eine Studie zur Vorgeschichte der deutschen Klassik*. Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang.
- Trappen, Stefan (1998) „Fiktionsvorstellungen der Frühen Neuzeit. Über den Gegensatz zwischen ‚fabula‘ und ‚historia‘ und seine Bedeutung für die Poetik“. *Simpliciana* 20. S. 136–163.
- Van Ingen, Ferdinand (1982) „Roman und Geschichte. Zu ihrem Verhältnis im 17. Jahrhundert“. *From Wolfram and Petrarch to Goethe and Grass. Studies in Literature in Honor of Leonard Foster*. Hgg. D. H. Green u.a. Baden-Baden: Koerner. S. 451–471

- Vorderstemann, Karin (2013) „Thema und Variation. Johann Georg Hamanns Fortsetzung der Asiatischen Banise oder des blutigen und muthigen Pegu Zweyter Theil“. *Die europäische Banise. Rezeption und Übersetzung eines barocken Bestsellers*. Hgg. Dieter Martin/Karin Vorderstemann. Berlin/Boston: de Gruyter. S. 133–180.
- Voßkamp, Wilhelm (1973) *Romantheorie in Deutschland. Von Martin Opitz bis Friedrich von Blanckenburg*. Stuttgart: Metzler.
- Weber, Ernst, Hg. (1974/1981). *Texte zur Romantheorie*. 2 Bde. München: Fink.
- Wirth, Uwe (2008) *Die Geburt des Autors aus dem Geist der Herausgeberfiktion. Editoriale Rahmung im Roman um 1800: Wieland, Goethe, Brentano, Jean Paul und E.T.A. Hoffmann*. München: Fink.
- Zimmermann, Bernhard (1989) „Roman und Enkomion – Xenophons ‚Erziehung des Kyros‘“. *Würzburger Jahrbücher N.F.* 15. S. 97–105.